

Locarno hat einen neuen Kinopalast – er ist ein architektonisches Meisterwerk **SEITE 35**

Donald Trumps Entgleisungen mögen unterhaltsam sein, machen jedoch blind für seine Politik **SEITE 37**

# In Marseille lerne ich den Schmutz zu lieben

Die Schönheit ist die kleine Schwester des Hässlichen. Sie ist ohne ihr Gegenteil nicht zu haben. Von Martin R. Dean

Man muss nicht Haschisch geraucht haben, wie Walter Benjamin dies am Anfang des letzten Jahrhunderts in Marseille tat, um die Stadt und ihre Bewohner «schön» zu finden. Freilich handelt es sich um eine abgesetzte, von herkömmlichen Normen abweichende Schönheit, die ihre Wurzeln im Hässlichen hat. Verglichen mit dem nahen Aix-en-Provence, das sich nicht nur während des Musikfestivals mit berühmten Dirigenten im Glanz einer prunkvoll bürgerlichen Ausstrahlung sonnen darf, oder mit dem barock-üppigen Zuckerguss-Nizza ist Marseille ärmlich und hässlich.

In der Hässlichkeit die Schönheit und damit die Liebe zu entdecken, dafür liefert Benjamin, dessen übergrosses, an die Aussenwand einer Buchhandlung gespraytes Abbild mich jeden Morgen begrüsst, den Schlüssel: «Ich begriff nun auf einmal, wie einem Maler (...) die Hässlichkeit als das wahre Reservoir der Schönheit (...) erscheinen konnte.» Benjamin nannte Marseille ein «gelbes, angestocktes Seehundsgebiss, dem das salzige Wasser zwischen den Zähnen herausfließt». Es sei, so schreibt er an anderer Stelle, gerade der Makel, das Krümme und Unschöne, die einen Liebhaber an eine Frau bänden.

## Untrügliche Lebensspuren

Würde ich, diese abgegriffene Metapher aufnehmend, Marseille als meine Geliebte der letzten Jahre bezeichnen, zu der es meine Sehnsucht nach dem Süden immer wieder hinzieht, dann wäre ich um die Aufzählung all der Hässlichkeiten nicht verlegen. Allein meine frühmorgendliche Laufstrecke, beginnend auf dem Cours Julien, vorbei am Konterfei des Philosophen, führt durch unansehnliche Strassen voll zerbeulter Autos, über vernarbte Trottoirs, aufgerissenen und gebrochenen Asphalt, über geborstene Blumenkisten, abgessene Sofas und Schaumgummi-Matratzen.

Aus meinem Rennen wird nach wenigen Minuten ein Hüpfen, ein Ausweichen und Bocken, ein Wegjucken vor verschmiertem Hundekot, ausgeschütteten und eingetrockneten klebrigen Flüssigkeiten, ein Erschrecken vor einem zerrissenen Damenschlupfer und ein Hinundherspringen vor den über die Bürgersteige verstreuten, im Morgenlicht glitzernden Glasscherben. Abfall, wohin meine Füße treten, verwaiste Lebensreste, von Konsum und Genuss übrig Gebliebenes, Ausgeflossenes, Verdautes und Erbrochenes. Abfall türmt sich in den Strassen, und man fragt sich, wie lange er da liegen bleibt, bevor er endlich in eine der berühmtesten Abfalldeponien vor der Stadt abtransportiert wird.

Auch die Hauswände, denen entlang ich in der ersten Tagesstunde laufe, sind «verschmutzt», will sagen: bis auf den letzten Quadratzentimeter mit Graffiti übermalt. Der Cours Julien, wo sich die Drogenszene mit den experimentierfreudigen Jugendlichen und einer neuen Kreativwirtschaft mischt, ist ein gigantisches Graffiti-Museum, wo jede leere Hauswand in ein farbschreiendes Gemälde verwandelt wurde. Was aber ist schön? Als Ausdruck der Inanspruchnahme der Stadt durch ihre Einwohner, als expressive Durchdringung von Innen und Aussen wären die Wände als «schön» einzustufen.

Die Marsilianer bewohnen ihre Stadt nicht nur, sie leben intensiv mit ihr. Sie eignen sich, wo immer es geht, die Stadt als Kreativfläche an. Selbst der in den Nordquartieren immer wieder ausbrechende Drogenkrieg, dessen unrühmliche Fama das Image der Stadt so sehr im Griff hat, dass sie von grossen Touristenströmen verschont bleibt, hält die



Eine Schönheit, die ihre Wurzeln im Hässlichen hat: die Strassen von Marseille.

ED KASHI / VII / REDUX / LAIF

Bewohner nicht von ihrer Liebe zur Stadt ab. Auch Zugezogene wie die Schweizer Schriftstellerin Leonor Gnos, seit Jahrzehnten hier ansässig, teilen das Bekenntnis des koksenden Bürgermeisters, gespielt von Gérard Depardieu in der Netflix-Serie «Marseille»: «Ich liebe Marseille!»

## Ein ständiger Überlebenskampf

Marseille ist keine hippe Stadt. In Marseilles Schönheit steckt ein Stück Arbeit. Arbeit am Ich, auch unzumut-

bare Zustände in lebenserträgliche umzuwandeln. Die Schönheit Marseilles ist deswegen selten ein fertiges Abbild, weder ansehnliche Kulisse noch Hochglanzprospekt. Man verfällt ihr, wenn man sich in der Stadt bewegt und sich plötzlich ein unerwarteter Ausblick eröffnet, das Meer aufscheint oder die schroffen Felsen der Calanque aufblitzen. Schönheit ist hier die Kehrseite jener Authentizität, die der tägliche Überlebenskampf den Menschen aufzwingt. Über Jahrhunderte hatte die Stadt fremde Zuzüger –

auch jene, die man heute Flüchtlinge nennt – zu integrieren.

In Marseille xenophob zu sein, ist, bei der Anzahl maghrebinischer Einwohner, ebenso einfach, wie es auf die Länge unmöglich ist. Denn schon morgen kann der Metzger, der Arzt oder der Lehrer einer jener Eingewanderten sein, den man gestern noch verabscheute.

An gewissen Tagen, wenn der Mistral die Bewohner fast um den Verstand bringt, hat die Stadt etwas Niederschmetterndes und Krankmachendes. Fertig gebaut, zu Ende geplant und bis

zum Schluss durchdacht wird sie nie sein. Marseilles Schönheit ist die des Widerständigen, nicht nur gegenüber futuristisch-sterilen Plansiedlungen, sondern auch gegenüber blankgescheuerten Touristenhochburgen wie Salzburg, Luzern oder Nizza.

Trotz seiner Verschmutzungstendenz ist ironischerweise eine der zivilisatorischen Errungenschaften geradezu ein Synonym der Stadt geworden: die Marseiller Seife. Bereits das 14. Jahrhundert verzeichnet den ersten Seifensieder der Stadt. Der Sonnenkönig, dessen medizinische Entourage Luft und Wasser für alle Gesundheitsübel verantwortlich machte, holte bald die besten Seifensieder nach Frankreich. Der König blieb indes dabei, körperlichen Dreck und Gestank nur kräftig zu überpudern, gewaschen hat er sich angeblich nur zweimal im Leben.

Als radikalhygienisches Utensil aber gehört die Seife wohl ins Siècle de Lumière. 1688, als Marseille sich als Seifen-Metropole etabliert hatte, erliess der Minister Colbert die berühmte Verordnung, wonach bei der Herstellung tierisches Fett, vor allem Ziegenfett, durch Olivenöl ersetzt werden musste. Noch heute wird deshalb das Label mit dem Hinweis «Extra pur 72% d'huile» versehen, womit sich die Seife dank guter Abbaubarkeit für umweltbewusste Zeitgenossen empfiehlt. Sie wurde zum Inbegriff von Marseilles Sauberkeit.

Diese Purifizierung wurde Anfang des letzten Jahrhunderts gern auch mit dem Bild eines sich reinigenden Afrikaners gezeigt, dessen Arme durch die Seife «geweiss» werden. Dabei waren gerade die «Musulmanen» über die Jahrhunderte hinweg für ihre Sauberkeit gefürchtet. Die Spanier zum Beispiel grenzten sich durch strikte Selbstverschmutzung von ihnen ab. Die Engländer hielten die Franzosen – nicht zuletzt der Seife wegen – für Sauberkeitsfanatiker.

## Die Nähe zu den Dingen

Nicht nur das Hygiene-, auch das Schönheitsempfinden ist national und kulturell verschieden. In maghrebinischen Kulturen, denen ein Hang zur Verschmutzung nachgesagt wird, pflegen die Menschen ein enges Verhältnis zu den Dingen. Canetti hat dies am Beispiel der marokkanischen Souks gezeigt, in denen die Waren und die Menschen in Tuchfühlung bleiben, was uns als pure Unordnung erscheint. Unser Schönheitsideal bildet sich erst in der Distanz zur Gegenstandswelt; im Idealfall ist der schöne Raum beinahe unverstellt oder leer.

In Marseille konkurrieren ethnische Schönheit- und Sauberkeitsbegriffe von Quartier zu Quartier, widersetzen sich die heterogenen (Lebens-)Stile einem geglätteten Ganzen. Kein Zufall, dass Le Corbusier seine Cité Radieuse gerade in dieser offenen Stadt entwarf, denn sie widerspricht der Verdinglichung durch einen wohlfeilen Schönheitsbegriff, widerspricht einer Ästhetik, die das Schöne kommensurabel und kommerziell verwertbar macht.

Ein Körper, auch ein Stadtkörper, ist schön erst in Bewegung; erst dann durchdringen sich Innen und Aussen. Wer Schönheit ohne ihr Gegenteil denkt, denkt sie immer zu knapp. Als Hafenstadt steht Marseille ein für Mischformen des Zusammenlebens, offen und oft schmerzlich unfertig. Auch deswegen bleibt sie dem Reisenden lange in Erinnerung.

Der Schriftsteller Martin R. Dean lebt in Basel. Seine Essays «Verbeugung vor Spiegeln» erschienen 2015 im Salzburger Verlag Jung und Jung.